

welche die geistlichen Dichter einschlugen, waren sehr verschieden. Die einen
55 knüpften an die ältere Dichtung an, indem sie nicht bloß die alliterierende
Langzeile und die formelhafte Sprache derselben verwendeten, sondern
auch manche Züge altgermanischen Götterglaubens und uralten Volksthum
herübernahmen und, so gut es eben möglich war, mit dem christlichen Vor-
stellungskreise verbanden. Die anderen hingegen wendeten sich sowohl im
60 Inhalt als in der Form ihrer Dichtung vom altheidnischen Gesange völlig
ab und gaben sich dem Einfluß des romanischen Südens hin, in dessen
Poesie der Endreim schon seit langer Zeit zu ausschließlicher Geltung
gelangt war.

Der ersten Richtung gehören das Wessobrunner Gebet, das so-
65 genannte Muspilli und die altjächsische Evangelienharmonie Heliand an;
die zweite ist durch das Evangelienbuch des fränkischen Mönches Otfried
vertreten.

Das Wessobrunner Gebet, so genannt nach dem bayrischen Kloster
Wessobrunn, in welchem es gefunden wurde, besteht aus drei nur lose ver-
70 bundenen Bruchstücken von Gedichten, deren erstes heidnischen Ursprungs ist
und vom Anfang der Welt handelt, während das zweite die Einleitung einer
in christlichem Sinne gedachten Schilderung der Welterschöpfung ist. Daran
schließt sich als drittes ein formelhaftes Gebet.

Das Muspilli, ein vielleicht von Ludwig dem Deutschen selbst auf-
75 gezeichnetes Fragment, behandelt das jüngste Gericht in christlichem Sinne,
aber mit mannigfachen Anklängen an die heidnische Vorstellung des Welt-
brandes.

Die altjächsische Evangelienharmonie, gewöhnlich Heliand
(d. i. Heiland) genannt, eine poetische Darstellung des Lebens Jesu, wurde
80 um das Jahr 830 wahrscheinlich auf Anregung Ludwigs des Frommen von
einem sächsischen Geistlichen in der Mundart seiner Heimat gedichtet. Nach
der Sage wäre der Dichter ein Bauer gewesen, der durch eine göttliche
Stimme zu dem Werke berufen wurde. Das Gedicht ist ein großartiger
Versuch, dem noch halb im Heidenthum befangenen kriegerischen Stamme der
85 Sachsen die Gestalt des Erlösers dadurch zu einem Gegenstande der Ehr-
furcht und Liebe zu machen, daß derselbe als ein von seinem Volke ver-
rathener König dargestellt wird, der, umgeben von einem zahlreichen Gefolge
bis in den Tod getreuer Mannen, durch die Lande zieht, den Menschen die
Gaben des ewigen Heiles zu spenden. Was irgend geeignet ist, den Glanz
90 seines Königthums zu erhöhen, betont der Dichter mit allem Nachdruck, so
die Abstammung aus dem Königshause Davids, seine Verehrung durch
die Weisen des Morgenlandes, „die gewaltigen Weigande, die dem
Gottesohn mit dem Vasalleneid huldigen,“ seinen Einzug in die „Burg“
Jerusalem.

95 Einen starken Gegensatz zum Heliand bildet das um 860 im elsässischen
Kloster Weißenburg in fränkischer Mundart gedichtete, Ludwig dem Deutschen